

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Zagory, E. H. von: Wie es Klaus Federle machte. Eine Skizze nach dem
Leben

urn:nbn:de:bsz:31-62031

spähten scharf aus: sie erkannten das Khati, den Hut der Schutztruppe, — doch Vorsicht war geboten, — wie oft trugen Hereros die Uniformen gefallener Soldaten!

Nein! es war ein Deutscher. Die Männer eilten freudig dem Reiter entgegen. Der Unglückliche war halb verdurstet und bot einen furchtbaren Anblick. Die Augen starrten aus den Höhlen, die Halsadern waren geschwollen, blau verfärbt die Lippen, ein schwacher Schaum stand vor dem Munde. Die Männer hoben ihn von seinem völlig erschöpften Pferde und auf einen ihrer frischen Reitochsen und führten ihn zum Hause. Man bettete ihn in der kühlen Stube und reichte ihm Wasser, Wasser seinem völlig verschmachteten und aufgeriebenen Pferde.

Als der Reiter sich notdürftig erholt, sagte er mit noch heißerer Stimme, eine Patrouille von zehn Mann liege draußen im Busch, etwa 12 Kilometer von hier, Mann wie Roß völlig verschmachtet. Er allein habe sich noch bis hierher schleppen können.

Da galt's kein Säumen. Schnell berieten die Männer: der Soldat würde sich bald erholt haben und konnte an Stelle Wilhelms die Farm verteidigen helfen, Wilhelm sollte den Verdursteten Hilfe bringen. Ein großer Wassertopf wurde gefüllt, den Wilhelm auf seinen Reitochsen lud. Sein Tier nach Kräften spornend, ritt er davon.

Fritz war wieder zu seiner Herde zurückgekehrt. Wieder ein bis zwei Stunden hatte er hier gestanden, als plötzlich der Busch hinter ihm lebendig zu werden schien, — in hellen Haufen drangen sie heraus, die Hereros.

Fritz ließ alles im Stich. In Riesensprüngen eilte er auf sein Haus zu.

Blitzschnell wurden die Türen geschlossen, mit zitternden Händen verriegelte Jda die Fensterläden. Da sprangen die Hereros über die Fenz, Fritz und der Soldat standen an den Hofenstern, von hier aus erfolgte der Angriff. Schuß um Schuß knallte gegen die Feinde. Mancher stürzte kopfüber von der hohen Umwallung ins Gras, um nicht wieder aufzustehen.

Da hallten Artschläge auch an den vorderen Fenstern. Jda, ihre Kinder an sich gerissen, starrte mit weit geöffneten Augen auf das Gräßliche, da fiel der Laden, ein schwarzer Kopf erschien, ein Schuß blühte auf: Fritz stürzte durch den Hinterkopf getroffen, lautlos in sich zusammen. Für Jda ging alles unter in einem furchtbaren, markerschütternden Schrei.

Gegen Abend ritt auf neu gestärkten Pferden die Schutztruppenpatrouille auf dem Buschweg heran. Mit ihr Wilhelm. Sein Herz stand still, als er die Farm mit ausgebrannten Sparren gen Himmel starren sah. — Die Reiter ritten auf den Hof.

Unter den Trümmern des Hauses lagen der Soldat, Fritz und Jda tot. Die Kinder lebten, sie hatten sich umschlungen, die Köpfechen aneinander gelehnt und waren nach allem dem vielen Weinen einge-

schlafen. Das Jüngste hielt die alte Zemima auf dem Schoß und summite ein Liedchen, mit dem Stumpfsinn ihrer Rasse anscheinend gleichgültig gegen die Verwüstung ringsum.

Wilhelm stieg ein heißes Würgen in die Kehle. Die Tränen rannen ihm unaufhaltsam in den Bart. Er sprang aus dem Sattel und riß die beiden Knaben an seine Brust. „Joa!“ rief er, „ich habe dich lieb gehabt, immer lieb gehabt! Deine Kinder sollen meine Kinder sein!“

Erschüttert standen die Reiter um diese Gruppe. Ihr Führer, ein älterer erfahrener Offizier, schüttelte Wilhelm die Hand. „Das sind die Opfer von Deutsch-Südwest!“ sagte er, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit, „die Opfer vieler halber und unzureichender Maßregeln.“

„Aber Opfer,“ sagte Wilhelm, sich von seinen Knien erhebend, „die nicht umsonst gebracht sein sollen! Denn, wenn das deutsche Volk seines Deutsch-Südwest auch lange Zeit vergessen hat, jetzt kann es dies Land nicht mehr vergessen um all des Heldenblutes willen, das hier floß für Kultur und ein höheres Recht, als diese Wilden es besitzen.“ —

Wie es Klaus Federle machte.

Eine Skizze nach dem Leben von E. H. von Zagory.

Klaus Federle war als junger Mensch nach Amerika ausgewandert. Draußen hatte er, wie man so zu sagen pflegt, „Glück“ gehabt. Zuerst freilich nicht, da hatte er sich schwer durchkämpfen müssen, und er hat gar manchmal bei sich gedacht, wenn du so arg schaffest mußt, dann hättest du auch daheim bleiben können. —

Es kam auch eine Zeit, wo er nichts zu schaffen hatte und manchmal nicht wußte, wo er sein Haupt niederlegen und wie er satt werden sollte; ach da sehnte er sich heim, und fürchtete, draußen in der Fremde vor Hunger zu sterben. Aber schließlich fand er doch wieder Arbeit und dann kam der große Glücksfall.

Ein deutscher Bierbrauer suchte einen Biermann, er meldete sich und wurde angenommen, obgleich er keinen ganzen Rock mehr auf dem Leibe hatte. Der Bierbrauer ließ sich von dem schabigen Überzug nicht abstoßen, er war ein Menschenkenner und sah unter dem zerrissenen Rock Tatkraft und Treue und Ehrlichkeit. — Und er hatte sich nicht getäuscht, er fand in Klaus Federle einen so treuen, zuverlässigen, intelligenten Arbeiter, daß er ihm bald eine Bierverkaufsstelle einrichtete.

Klaus Federle bewährte sich auch da, und als er schließlich nach langen Jahren sich zur Ruhe setzte und einer jüngeren Kraft die Sache überlassen hatte, belief sich sein Vermögen auf 20 000 Dollar.

Nun überlegte er, wem er wohl das Geld vermachen könnte, denn Klaus Federle gehört nicht zu den Leuten, die nicht gern an ihr Testament denken, weil sie sich einbilden, wenn sie es machen, müssen sie sterben, im Gegenteil, Klaus Federle wollte sein irdisches Hab und Haus auch aufs beste bestellt

haben, damit er seine Arbeit vollbracht hätte, wenn ihn der liebe Gott einmal heimrief. In der Heimat hatte er wohl noch Verwandte, die mußte er eigentlich bedenken, aber er wollte auch sehen, daß sein mühsam erworbenes Geld auch in die rechten Hände käme, in treue und gute Hände. Er setzte sich hin und schrieb an alle Verwandten Briefe mit dem gleichlautenden Inhalt „der Winter sei vor der Tür, ob ihm die lieben Verwandten nicht eine kleine Unterstützung zukommen lassen wollten, um ihn vor Frost und Hunger zu schützen.“

Niemand von den lieben Verwandten antwortete ihm, nur die Tochter eines verstorbenen Veters, die sich als Telephonistin ihr Brot verdiente, schickte ihm 45 Mark und schrieb dazu freundliche, liebe Worte. Sie bedauerte, daß sie ihm nicht mehr schicken könne, aber sie hätte selbst nicht mehr. Die 45 Mark hätte sie sich zu ihrer Ausstattung zurückgelegt, aber sie schickte sie lieber ihm, mit der Ausstattung pressierte es nicht, sie und ihr Verlobter, der Volksschullehrer sei, seien beide noch jung und müßten doch noch ein paar Jahre warten, der alte Onkel brauchte das Geld besser wie sie, und sie wünsche von Herzen, daß es ihm das Leben erleichtere. Wenn er wieder in Not wäre, sollte er nur getrost schreiben, sie wolle jetzt jeden Monat etwas für ihn zurücklegen.

Eine Antwort bekam sie nicht auf diese Sendung und das arme Mädchen mußte sich von ihren Verwandten aushöhlen und sogar von ihrem Verlobten auslachen lassen. Sie sagten ihr, sie hätte ihr Geld ebenfogut zum Fenster hinauswerfen können, und fragten immer, ob der dankbare Onkel denn noch nicht geschrieben hätte.

Die arme Marie aber ließ alles still über sich ergehen, sie wunderte sich ja auch, daß der Onkel kein Wort auf ihre Sendung erwiderte, aber sie tröstete sich damit, das Brieffschreiben kostete Geld und der alte Mann war gewiß in Not, da brauchte er wahrscheinlich das Geld lieber für Brot und wartete mit der Antwort, bis er wieder etwas nötig hatte. Und jeden Monat legte sie etwas von ihrem Gehalt für den armen, alten Onkel in der Fremde zurück.

So verging beinahe ein Jahr und der alte Onkel ließ gar nichts von sich hören; dafür erhielt das junge Mädchen von dem Generalkonsulat der Stadt, in welcher der alte Mann wohnte, die Nachricht, daß der verstorbene Onkel ihres Vaters sie zur Universalerin seines Vermögens von 20 000 Dollar ernannt habe.

Nun gab es einen Aufruhr unter den lieben Verwandten; sie warfen dem jungen Mädchen vor, sie hätte davon gewußt und sei deshalb so hilfsbereit gewesen. Sie verstummten aber bald und wurden ganz gelb vor Arger, als jedem von ihnen durch einen Rechtsanwalt ein Schreiben zugeing, welches von ihrem verstorbenen Verwandten war und also lautete „Da ich mein Vermögen nur einem Menschen hinterlassen wollte, der ein gutes Herz hat, so habe ich an meine sämtlichen Verwandten die gleiche Bittschrift geschickt — es hat mir keiner von ihnen nur

eine Zeile darauf geantwortet außer der jungen Tochter meines verstorbenen Veters, Maria Federle. — Sie hat mir nicht allein einen freundlichen Brief geschrieben, sondern sie hat mir auch ihr mühsam Erspartes geschickt und mir außerdem noch die Mitteilug gemacht, daß sie von nun an jeden Monat für mich armen, alten Mann ein paar Mark zurücklegen wolle. Der ganze Brief und ihre selbstlose Tat aber haben mir gezeigt, wer mit meinem Vermögen so haushalten wird, wie ich es wünsche. Darum habe ich meine Nichte, Maria Federle, zur alleinigen Erbin meines Vermögens erklärt, und ich bin gewiß, sie wird nicht bloß selbst dadurch glücklich werden, sondern auch andere dadurch glücklich machen.“

Die lieben Verwandten waren nun natürlich außer sich, sie schalten auf den alten Heuchler und machten sich gegenseitig Vorwürfe, — aber es half ihnen doch nichts.

Das Brautpaar aber war erst wie aus den Wolken gefallen, dann aber segneten sie den Einfall des alten Herrn, und waren ihm von Herzen dankbar dafür, denn nun konnten sie sich ja ein eigenes Heim schaffen, und ihr größter Wunsch wurde so schnell erfüllt, wie sie es nie für möglich gehalten hätten.

Der Alte war fürwahr ein kluger Mann gewesen. Wenn man als Bittender kommt, da lernt man recht, was am Menschen ist. Wie zeigt sich dann mancher so ganz anders, als man es bisher von ihm geglaubt. Nur wer gern geben mag, ist wert, zu nehmen, und wird gut anwenden, was ihm zufällt an Reichtum, Gut und Geld.

So machte es Klaus Federle mit seinem Geld — und es wäre gut, wenn es noch mehr solch kluge Leute gäbe, dann käme gar manches Erbteil in dankbarere und bessere Hände, als jetzt, wo es nur zu oft an Menschen kommt, die nichts weiter sind, als lachende Erben! —

Auß der Schule.

Lehrer: „Weshalb bist du zu spät gekommen, Müller?“ — Müller: „Unsere Uhr ging nicht richtig.“ — Lehrer: „Und du Meier?“ — Meier: „Ich konnte meine Bücher gar nicht finden.“ — Lehrer: „Und du, Lehmann?“ — Lehmann: „Ich hatte Nasenbluten.“ — Lehrer: „Und du, Schulze?“ — Schulze fängt laut zu weinen an. — Lehrer: „Weshalb weinst du denn?“ — Schulze: „Ja die andern haben schon alles gesagt, und nun weiß ich nichts mehr.“

Ein großmütiger Reffe.

„Lieber Junge, ich habe mich entschlossen, dir mein ganzes Vermögen zu schenken, jedoch mit der Bedingung, daß du mir eine kleine Rente läßt.“ — „O gewiß, liebe Tante, so klein wie du nur wünschest.“